

Utta Danella

**Unter dem  
Zauberdach**

Roman



## **Prolog eines Prologes**

Rosinen sind die süßesten und bittersten Früchte zugleich. Jene Rosinen meine ich, die man im Kopf hat. Man hat ein gutes Recht auf sie, solange man jung ist, da gehören sie gewissermaßen zur Einrichtung jedes Kopfes. Und da sind sie meist auch noch süß, verkleben wohltätig den nüchternen Denkkapparat und lassen Welt und Leben begehrenswert erscheinen. Behält man sie jedoch bis in spätere Jahre hinein, verwandeln sie sich leicht in die berühmten sauren Trauben, ein umgekehrter Reifeprozess gewissermaßen, und machen zudem ihren Besitzer ein wenig lächerlich, beziehungsweise den Kopf, der sie beinhaltet, suspekt.

Allerdings – es gibt Ausnahmen. Leute gibt es, denen man die Rosinen mehr oder weniger zugesteht, zu deren lebenslanger Ausrüstung sie gehören, die sie hüten und pflegen und sich an ihnen ergötzen. Das sind jene Leute, die sich Künstler nennen. Und ganz besonders jene Gattung, die mit dem Theater zu tun hat.

Wir vom Theater betrachten es als unser gutes, verbürgtes Recht, lebenslang Rosinen im Kopf zu haben. Und sie schmecken süß und bitter zugleich. Wer glaubt, dass sie, die Rosinen, mit zunehmendem Lebensalter ein wenig schrumpfen würden, dem sage ich: mitnichten. Die Zahl der Jahre besagt gar nichts. Womit wir die Rosinen zu den Akten legen wollen. Sie waren nur als Einleitung gedacht.

## **Prolog Leonce und Lena**

Als Einleitung wozu, fragte ich mich, als ich kürzlich diese Notiz in einem alten Schminkkasten fand. Welche Ausführungen schwebten mir damals vor, ewiger Theoretiker, der ich wohl immer bleiben würde. Es muss in meinem ersten Engagement gewesen sein, als ich dies niederschrieb. Damals, als ich die erste wirkliche Alltagsbegegnung mit dem Theater hatte, von dem ich zuvor nur geträumt hatte. Klang es nicht etwas skeptisch? Machte sich meine hoffnungslos bürgerliche Erziehung hier Luft und wollte ansetzen zu einem längeren Essay?

Ich wusste es nicht mehr. Heute, einige Jahre später, um vieles erfahrener, aber keineswegs klüger, kann ich nur zugeben, dass der Anfänger nicht unrecht gehabt hat. Süß und bitter zugleich, gewiss. Doch der Zauber war geblieben. Ich bereute nie, was ich getan hatte: neu zu beginnen, alles über Bord zu werfen und das zu tun, von dem ich glaubte, dass ich es tun müsste. Pathetisch ausgedrückt, dass es meine Bestimmung sei.

Ich kam aus einem hochachtbaren norddeutschen Bürgerhaus, mein Großvater war Senator in dieser Hansestadt, deren Namen verschwiegen sei, weil die Familie ihn nicht gern in diesem Zusammenhang lesen würde. Sie schämt sich meiner. Zwar sind Schauspieler heute durchaus

gesellschaftsfähig, sie verkehren in besten Kreisen und sind sogar beim jährlichen Presseball in Bonn zugelassen, aber bis zu meiner Familie hat sich das noch nicht herumgesprochen. Wer diese Art Familie kennt, von der hier die Rede ist, wird mich verstehen. Aber diese Scham ist einseitig. Ich bin stolz auf meine Familie.

Der Bruder meines Großvaters, also mein Großonkel, war Reeder, heute ist mein Onkel, also der Bruder meines Vaters, Besitzer jener Reederei, und mein leiblicher Vater ist ein hoch angesehener Anwalt und Notar mit strengen Grundsätzen in eben jener Stadt, die wir im Dunkel lassen wollen.

Zu seinem Mitarbeiter und späteren Nachfolger war ich von Kindheit an bestimmt. Und zunächst entwickelte ich mich durchaus in der Richtung, in die man mich haben wollte. Ich war ein einigermaßen wohlerzogener Knabe, in der Schule immer recht gut, und dass ich gern las und besonders gern ins Theater ging, verübelte mir niemand, denn wir waren eine kultivierte und gebildete Familie, das durchaus. Meine Mutter spielte Klavier, und mein Vater zitierte manchmal, wenn es gerade hinpasste, aus dem Faust oder aus Schillers Glocke.

Meinen großen Traum, einmal selbst auf der Bühne zu stehen, verbarg ich vor jedermann. Zwar tat ich mich einmal in einer Schüleraufführung hervor, aber das wurde mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen. Ich machte mein Abitur, verbrachte ein halbes Jahr bei meiner in England verheirateten Schwester, und schließlich bezog ich die Universität, um Jura zu studieren.

Wenn ich es mir recht überlege, hatte ich es nicht vor, meinen Lebenslauf zu schildern. Wen interessiert das schon? Ich hatte vor, ein wenig von dem Leben zu erzählen, das ich führe, von den Leuten, die es teilen. Aber ich bin ein methodischer Mensch, ich muss beim Anfang beginnen. Und so will ich eine Art Prolog vor das Ganze setzen.

Zum dritten Semester ging ich nach München. Und da begann es. Das war die Zeit, wo mich das Theater immer mehr, das Studium immer weniger interessierte. Oder genauer gesagt: Ich vernachlässigte meine juristischen Studien, besuchte stattdessen die theaterwissenschaftlichen Vorlesungen und Seminare, war Hörer in Literaturgeschichte und Germanistik, meine Freunde kamen aus diesem Kreis, ich ging häufig ins Theater.

Und schließlich: Ich verliebte mich. Nicht dass es das erste Mal gewesen wäre, aber es war die erste richtig große Liebe. Sie hieß Janine – eigentlich Johanna, aber das gefiel ihr nicht –, war blond, kapriziös, sehr hübsch, sehr begabt, ein wenig extravagant, und sie war Schauspielerin. Ist es nötig, mehr zu sagen? Sie war genau das Mädchen, das mir gefehlt hatte. Sie gewöhnte mir eine Menge meiner bürgerlichen Vorurteile und meiner norddeutschen Steifheit ab, und von da an ging es hoffnungslos bergab mit mir. Letzteres sagte mein Vater, nicht ich.

Es begann damit, dass ich meiner Freundin die Rollen abhören musste, ihr die Stichworte gab und an ihren Übungen teilnahm. Zuletzt blieb es nicht nur bei den Stichworten, ich lernte die Rollen ihrer Partner auswendig und arbeitete mit ihr sehr ernsthaft zusammen. Genau genommen war Janine meine erste Lehrerin.

»Lerne ordentlich sprechen«, sagte sie zu mir. »Auch als Anwalt wird dir das später von Nutzen sein.« Sie machte Sprachübungen mit mir, gewöhnte mir den s-pitzen S-tein ab, brachte mich zum Bewusstsein meines Zwerchfells, ließ mich auf dem Bauch liegend deklamieren, steckte mir einen Korken zwischen die Zähne, wenn ich zu einer längeren Rede ansetzte, hielt mir lange Vorträge über die Stanislawski'sche Methode, zeigte mir, wie ich mich bewegen soll, und nahm mich mit zum Fechtunterricht. Sie setzte sich mitten im Zimmer auf einen Stuhl und spielte, ohne zu sprechen, mit sparsamer Mimik und Gestik eine ganze dramatische Szene, deren Inhalt vollkommen klar wurde. Und dann musste ich es nachmachen.

»Gar nicht schlecht«, sagte sie. »Du mit deinen blöden Paragrafen. Aus dir wäre gar kein schlechter Schauspieler geworden.«

Erbarmen mit meiner ahnungslosen Jugend! War die Versuchung nicht groß? Da ich so gern versucht sein wollte, kam es ja nur meinen geheimen Träumen entgegen.

Es gab noch vieles, was sie mit mir tat und was ich mit Begeisterung mitmachte. Meinem Studium bekam auch dies nicht sonderlich gut. Es kann der Mensch nicht zweien Herren dienen, das steht – glaube ich – schon in der Bibel. Und Janine war eine außerordentlich zeitraubende Herrin. Ich musste sie von den Proben und von den Vorstellungen abholen, ich musste mit ihr im Regen spazieren gehen, im Englischen Garten oder im Isartal; Regen bekam ihrem Teint gut, und kalte Luft härtete die Stimmbänder ab. Ich musste abends, wenn sie spielfrei hatte, in ihrer Wohnung oder in Schwabinger Kneipen an den endlosen Diskussionen mit ihren Kollegen teilnehmen, musste ihr den Rücken oder die Füße massieren, je nachdem, was gerade besonders ermüdet war. Vom Rollenabhören sprach ich schon; ich musste ihr Liebe schenken und ihre immer etwas unberechenbare Liebe entgegennehmen oder mich aber auch verständnisvoll im Hintergrund halten, wenn andere Dinge im Moment wichtiger waren als ich. Ich musste zum Beispiel auch stundenlang in der Funkhauskantine warten, wenn sie für ein Hörspiel probte, ich musste sie nach Geiseltal oder in ein Hotel begleiten, wenn ein Filmregisseur oder Produzent sie zu sehen wünschte, ich musste obskure Talentsucher in gebührendem Abstand halten – in diesen Fällen stellte sie mich als Verlobten vor –, ich musste aber auch in der Versenkung verschwinden, wenn Männer, die ihr für die Karriere wichtig erschienen, sich um sie bemühten.

Ich musste – na, Schluss damit, ich könnte stundenlang so fortfahren, denn Janine war dazu geschaffen, eines Mannes Leben restlos auszufüllen. Ganz bestimmt das Leben eines so jungen und eines so relativ unerfahrenen Mannes, wie ich damals war. Ich versäumte mehrere Zwischenprüfungen, war ein seltener Gast in den Vorlesungen und noch seltenerer Gast bei den Seminaren, und meine Professoren vergaßen langsam meine Existenz.

Es rettete mich, oder es hätte mich jedenfalls retten können, dass Janine nach einer ersten erfolgreichen Fernsehrolle ein Engagement nach Berlin bekam und gleichzeitig den Regisseur des Fernsehspiels heiratete.

Sie verabschiedete mich liebevoll, wünschte mir alles Gute, und da stand ich nun. Ohne diese Frau, die zwei Jahre lang mein Leben bis in den letzten Winkel ausgefüllt hatte.

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, und ich war sehr unglücklich. Meine Freunde versuchten, mich zu trösten. »Nimm's nicht so schwer, Julius. Geht vorbei. Wusstest doch sowieso, dass es eines Tages so kommt.« Und so weiter.

Zurück zur Familie. Es war ihr natürlich nicht verborgen geblieben, was vorgegangen war. Mein Vater hatte sich sehr großzügig gezeigt: »Lass den Jungen sich ein bisschen austoben, muss ja wohl sein!« Meine Mutter war besorgt: »Mein Gott, Junge, binde dich nicht zu früh, und das ist überhaupt keine Frau für dich!«

Wem sagte sie das? Dasselbe hatte Janine auch immer gesagt. Alles in allem stand einem strebsamen und mit Volldampf betriebenen Studium nun nichts mehr im Wege.

Ich hatte die besten Absichten, besuchte regelmäßig die Universität, saß über den Büchern, ließ mich prüfen, wo geprüft werden musste, statt im Shakespeare studierte ich im Bürgerlichen Gesetzbuch, statt des Romeos und des Homburgs lernte ich Paragraphen und Gerichtskommentare, doch was nützte es? – Es war zu spät, ich war verloren. Verhext und bezaubert. Bewitched, bothered und bewildered, wie Frankie Sinatra singt. Nicht mehr nur von einer Frau, nicht von der Liebe. Vom Theater.

Und dann kam es zu dieser Bühnen-Aufführung. Ich hatte mich früher einmal einer Studentengruppe angeschlossen, die Theater spielte. Als ich Janines Leben teilte, hatte ich mich dort aber kaum blicken lassen. Jetzt jedoch zog es mich öfter dorthin in meiner wenigen Freizeit, es war der letzte Rest der geliebten Welt, von der ich Abschied nehmen musste und auch wollte. Wollte ich wirklich? Es waren alles theaterbesessene junge Leute so wie ich. Sie kamen meist aus dem theaterwissenschaftlichen Seminar, aber es waren auch aus anderen Fakultäten viele dabei, die mit großer Begeisterung daran teilnahmen und oft recht sehenswerte Aufführungen zustande brachten.

Damals planten sie eine Büchner-Inszenierung. Zunächst redeten sie vom »Woyzeck«, aber dann bekamen sie wohl doch Angst vor dem eigenen Mut, und man einigte sich schließlich auf »Leonce und Lena«. Ich kannte das Stück gut. Janine hatte die Lena studiert für eine Studioaufführung, und ich war ihr Leonce gewesen. Bei den Proben zu Hause natürlich.

Nun, ich sollte bei dieser Aufführung eigentlich nur die kleine Rolle eines Bedienten spielen, wie es mir zustand als bescheidenem Mitglied dieser Gruppe verdienter junger Leute. Aber wie der Zufall so spielt – oder sollte es Schicksal gewesen sein? –, der vorgesehene Leonce brach sich beim Skifahren ein Bein, der zweite, der infrage kam, hatte ein Examen vor sich, schließlich sagten sie, es wäre doch auch eine Rolle für mich. Vom Typ her passe ich ganz gut, und den zynischen lebensmüden Ton habe ich sowieso.

Hier muss ich einfügen: Beides stimmt nicht. Vom Typ her bin ich eigentlich ganz norddeutsch und zu groß für den Leonce, und den zynischen lebensmüden Ton hatte ich nur vorübergehend, er war die Folge meiner Enttäuschung, von Janine so stehen gelassen worden zu sein wie ein Schirm, den man nicht mehr braucht. Ich hatte daraufhin eine zynische Periode.

Kein Regisseur, der seine Sache versteht und ausreichend Darsteller zur Hand hat, würde mich heute noch als Leonce einsetzen, aber damals ergab es sich, dass man mich eben brauchte.

Nun kurz und gut – ich spielte den Leonce. Oder besser gesagt, ich begann mit Feuereifer, ihn zu proben.

Und nun – Zufall, Schicksal? – geriet ich abermals an ein Mädchen, das eine begabte Schauspielerin war. An Lena. Meine Partnerin. Bei ihr muss ich einen Augenblick verweilen. Zunächst fand ich an Verena nichts Besonderes. Kein Wunder, ich war die rassige, sehr selbstbewusste, leicht egozentrische Janine gewohnt. Eine Frau schon, sehr bewusst und oft recht raffiniert in ihrer Handhabung des Daseins. Dieses Mädchen Verena nun – sie war wirklich ein Mädchen, sehr zierlich, sehr anmutig, dunkelbraunes Haar und dunkle Augen, aber keineswegs eine auffallende Erscheinung; sie war bescheiden, fast schüchtern, sehr zurückhaltend, leicht zu erschrecken, und die stählerne Kraft, die in diesem Persönchen wohnte, war weder auf den ersten noch auf den zweiten Blick zu erkennen. Zudem – sie war gar keine Schauspielerin, sie studierte neue Sprachen und Geschichte und wollte Lehrerin werden. Ich wunderte mich, wie es sie zu dieser Gruppe verschlagen hatte. Und noch mehr wunderte ich mich, warum man ausgerechnet ihr die Hauptrolle anvertrauen wollte.

Ich wunderte mich nur so lange, bis wir mit den Proben begannen.

Zum ersten Mal erlebte ich eine echte Verzauberung und Bezauberung nicht vom Parkett aus, sondern direkt auf der Bühne, neben mir.

Sie war schön, wenn sie spielte. Ihr Gesicht blühte auf, ihre Augen leuchteten, jede ihrer Bewegungen war von unbeschreiblicher Grazie, von unbewusster Grazie wie bei einer Tänzerin. Und dazu ihre Stimme! Sie war tiefer, als man es bei dieser zarten Erscheinung erwartete, und hatte einen seltsamen spröden Bruch darin, einen echten Zauberklang, den man noch Stunden später hörte.

»Die Grasmücke hat im Traum gezwitschert. – Die Nacht schläft tiefer, ihre Wange wird bleicher und ihr Atem stiller. Der Mond ist wie ein schlafendes Kind, die goldenen Locken sind im Schlaf über das liebe Gesicht heruntergefallen. – Oh, sein Schlaf ist Tod! Wie der tote Engel auf seinem dunklen Kissen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen. Armes Kind! Es ist traurig, tot und so allein.«

Wenn sie diese Worte der Lena sprach, hielt alles den Atem an. Ich hatte den Eindruck, und die anderen mit mir, eine bessere Lena, eine bessere Schauspielerin für diese Rolle könne man nicht finden, und suche man landab, landauf alle Staatstheater ab.

»Menschenskind, Verena«, sagte Tom Dietzen, Theaterwissenschaftler im achten Semester, angehender Regisseur und auch in unserem Fall Regisseur, »wann wirst du den irren Gedanken aufgeben, ungezogene Kinder zu unterrichten, und endlich in eine ordentliche Schauspielschule gehen und dich auf deinen dir vorbestimmten Beruf vorbereiten?«

Verena lächelte scheu und hob in einer unschlüssigen Gebärde die Schultern. Ich wusste nun schon, dass sie gern Schauspielerin geworden wäre, es aber einfach nicht wagte, das Studium abzubrechen und ihr ganzes Leben umzukrempeln. Ich rankte mich gewissermaßen mit meinem kleinen Talent an dieser Partnerin empor. Ich wurde täglich besser, Begabung steckt an, Eifer steckt an und schließlich auch – Besessenheit steckt an. Besessen waren sie alle und Verena besonders.

Wir machten unsere Sache gut, wir bekamen sogar eine lobende Kritik in einer großen Tageszeitung und hatten fünf ausverkaufte Vorstellungen.

Damals war ich schon dicht daran, den entscheidenden Schritt zu tun. Einfach aufzuhören mit der Juristerei und neu anzufangen. Ich sprach mit meinem Vater davon und stieß auf Unverständnis und eisige Ablehnung. Nicht einmal Zorn oder Ärger; denn er nahm mich gar nicht ernst. Er sagte nur: »Langsam wirst du zu alt für Pubertäterscheinungen.«

Aber ich muss weiter von Verena erzählen. Denn wie nicht anders zu erwarten, vergaß ich Janine sehr schnell und verliebte mich in Verena.

Wir waren viel zusammen, wir studierten unsere Rollen gemeinsam, ich brachte sie nach Hause, wir redeten, wir gingen spazieren, wir – ja, weiter nichts. Außer auf der Bühne durfte ich sie nicht küssen. Aber wenn ich auch immer mehr in meiner Rolle aufging, so war es doch gerade

an dieser Stelle nicht allein Leonce, der Lena küsste, es war immer auch Julius, der Verena küsste. Aber sie – sie war nur Lena. Und für sie war ich Leonce – soweit es die Liebesszene betraf.

Und mit der Zeit merkte ich auch, dass es einen anderen Mann in ihrem Leben gab. Ich erfuhr nie, wer er war. Sie ging abends fort, sie verschwand für ein oder zwei Tage, wenn sie wiederkam, war sie müde und traurig, manchmal auch hektisch und mit einer bei ihr ganz fremden Munterkeit. So war es während der Proben, während der vierzehn Tage, als unsere Vorstellungen stattfanden, dann fiel ich bei einer Zwischenprüfung durch, dann war das Semester zu Ende, und ich sah überhaupt nichts mehr von Verena.

Ich fuhr nach Hause, für zwei Wochen nur, denn ich wollte während der Ferien in Ruhe arbeiten, nachholen, was ich verbummelt hatte, und das konnte ich in München besser, zu Hause hatte ich zwei jüngere Geschwister, eine neugierige Mutter und viel Familie.

Während meines Aufenthalts zu Hause hatte ich das zuvor erwähnte Gespräch mit meinem Vater, das mich noch einmal zur Besinnung brachte. Ich kam nach München zurück mit dem festen Willen, nur noch zu studieren und zu arbeiten und ein seriöser Mensch zu werden.

Zu diesem Zweck vermied ich es, meine Freunde anzurufen oder aufzusuchen, ich hielt mich von Schwabinger Lokalen fern und hatte mir ein strenges Theaterverbot selbst auferlegt. An Verena jedoch dachte ich unausgesetzt. War sie in München? War sie nach Hause gefahren? Sie stammte aus einer badischen Kleinstadt, aus bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen, sie hatte immer wenig Geld und musste zu ihrem Studium dazuverdienen.

Eines Tages ging ich zu dem Haus, in dem sie wohnte. Ein grauer Altbau, muffig und mies, in einer engen Schwabinger Straße. Ihre Wirtin öffnete mir und erkannte mich sofort.

»Das Fräulein ist nicht da.«

»Ist sie nach Hause gefahren?«

»Ah naa, in München is scho. Grad halt heut' is net da.«

»Sie soll mich doch bitte anrufen, meine Telefonnummer hat sie ja.«

Sie rief nicht an. Nicht an diesem, nicht am nächsten Tag. Drei Tage später, der Frühling ließ sich ahnen, erster kühler Frühjahrswind, blauer Himmel, kein Schnee mehr auf den Straßen, und in den Vorgärten die ersten Krokusse und Schneeglöckchen – drei Tage später also klingelte ich wieder bei Verenas Wirtin.

»Grad is fortgegangen.«

»Wohin denn?«

»Des weiß i net. Aber weit kann's no net sein.«



Ich spurtete auf die Straße hinunter, blickte rechts und links, entschied mich dann, die Richtung zur nächsten Trambahnhaltestelle einzuschlagen, und hätte Verena bald über den Haufen gerannt, denn sie trat gerade vor mir aus einem Papierwarengeschäft.

»Da bist du ja!«

»Oh! Julius!«

»Du solltest mich doch anrufen. Hat es dir deine Wirtin nicht gesagt?«

»Doch.«

»Und? Warum hast du nicht angerufen?«

Sie hob die Schultern mit jener hilflosen Gebärde, die ich kannte.

»Freust du dich denn nicht, dass ich wieder da bin?«

Sie blickte mich groß an, gab keine Antwort.

»Also nicht?«

»Doch.«

»Hast du was?«

Sie presste die Lippen ein wenig zusammen, etwas, was ich an ihr noch nie gesehen hatte und was sie älter und härter machte. Denn ihr Mund, das habe ich wohl vergessen zu erwähnen, war weich und voll, ohne jedoch die heute so beliebten Schmolllippen zu haben, nein, er war schön geschwungen, fast ein wenig zu groß für dieses kleine Gesicht, genau wie ihre Augen eigentlich zu groß waren für die zarten Wangenbögen und die schmalen Schläfen.

»Ist was los?«

Sie schüttelte den Kopf, wandte ihn dann zur Seite, aber ich sah, dass sich ihre Augen plötzlich mit Tränen füllten.

»Verena!«, rief ich erschrocken, und in diesem Moment wusste ich ganz genau, was mir bisher nur verschwommen bewusst gewesen war: Ich liebte sie. »Was hast du? Sag es mir!«

Sie schüttelte wieder den Kopf und ging dann einfach los, nicht in Richtung zur Trambahn, sondern in entgegengesetzter Richtung, die graue alte Straße entlang, sie ging so rasch, dass ich kaum nachkam, denn natürlich blieb ich an ihrer Seite. Sie ging, ohne aufzublicken, und sah starr vor sich aufs Pflaster. Ich musste sie am Arm zurückreißen, sonst hätte ein Auto sie gestreift, so achtlos trat sie vom Trottoir auf die Straße.

Wir kamen zum Englischen Garten und marschierten hinein, immer noch in diesem Geschwindschritt, die Wege waren noch nass, auf den Wiesen lagen an schattigen Stellen letzte Schneereste, die Bäume waren noch kahl, aber die Vögel ließen sich hören, und man spürte die Sonne auf den Schultern und im Gesicht.

»Es wird Frühling«, sagte ich schließlich. »Merkst du es?«

Sie gab keine Antwort, ließ es aber geschehen, dass ich ihr das kleine Päckchen, das sie trug, abnahm.

»Ich bin seit einer Woche wieder da. Warum hast du mich denn nicht angerufen?«

»Wozu denn?«

Es klang hart und abweisend, es kränkte mich, dass sie so mit mir sprach. Wir waren doch gute Freunde geworden während des Theaterspielens, wir hatten gemeinsam eine feine Sache auf die Bühne gestellt, das hatte jeder gesagt, und außerdem hatte ich mir eingebildet, sie hätte mich ganz gern, trotz dieses nebulösen Kerls da irgendwo im Hintergrund.

»Eben. Wozu auch? Hast du auch wieder recht.«

Beleidigt schwieg ich. Wir kamen bis zum Kleinhesseloher See und machten uns daran, ihn zu umrunden, im Tempo etwas gemäßigter. Mütter mit Kinderwagen waren hier unterwegs, ein paar ganz Mutige saßen schon im Sonnenschein auf Bänken, ein paar Liebespaare gingen Hand in Hand spazieren, und alte Männer schlurften langsam an uns vorüber. Englischer Garten im Vorfrühling. Wie ich München liebte! Es tat ihr wohl leid, dass sie so ruppig gewesen war, sie begann nach einer Weile, ein paar Fragen an mich zu stellen.

»Wie war es denn zu Hause?«

»Wie immer.«

»Und warum bist du so schnell zurückgekommen?«

»Weil ich arbeiten muss.«

Jetzt war ich es, der kurz angebunden war.

»Weiterstudieren?«

»Was sonst?«

»Ich dachte nur – du hattest doch gesagt, du würdest lieber Schauspieler werden.«

»Viele Leute würden lieber etwas anderes tun, als was sie tun müssen.«

»Musst du?«